



Gibt es noch Hohlräume im Boden?

ZEITZEUGE Früherer Bürgermeister Josef Färber kam mehrfach mit dem Bergbau in Berührung.

VON HANS BABL

THANHEIM. Josef Färber, Jahrgang 1918, wohnhaft in Dornberg und von 1956 bis zur Gebietsreform Bürgermeister von Thanheim, erinnert sich, dass schon vor dem Zweiten Weltkrieg in Thanheim Probebohrungen vorgenommen wurden. Als dann nach dem Krieg das Bergwerk in Betrieb genommen wurde, war jeder Thanheimer Waldbesitzer verpflichtet, Grubenholz – vorwiegend Föhrenstämme einer bestimmten Stärke – zu liefern. „Ich habe mein Holz immer mit einem Ochsenfuhrwerk angeliefert. Einmal passierte es mir, dass der Ochs an der Abladestelle bis zum Bauch im Dreck versunken ist. Es war schwierig, das Fuhrwerk wieder freizubekommen.“

Das Bergwerk hatte negative Auswirkungen auf die Wasserversorgung von Thanheim: Durch die Grundwasserabsenkung hatten viele Häuser nördlich der Dorfstraße in ihren Brunnen kein Wasser mehr. „Dies war auch ein Grund, den Bau einer Wasserleitung voranzutreiben. Dornberg aber erhielt erst 1959 eine“, so Färber.

„Nach dem Ende des Bergbaus bekam die Gemeinde die beiden Baracken geschenkt. In einer wohnte noch einige Zeit der Hauer Kirchner, in der anderen wurde die erste Thanheimer Kirwa nach dem Krieg gefeiert“, weiß Färber. „Die Baracke war eine Art zentraler Veranstaltungsort, wie heute die Disco“, sagt Färber.

Nach dem Krieg kamen sehr viele Flüchtlinge nach Thanheim, Färber schätzt ihre Zahl auf über 200. Für einige zumindest war der Bergbau eine Möglichkeit, Beschäftigung zu finden. „In Dornberg war z. B. der Steiger Herzog untergebracht. Wenn ihn seine Verlobte besuchen wollte, durfte sie aufgrund der strengen Sitten damals nicht im selben Haus übernachten, sondern musste beim Nachbarn untergebracht werden.“

Färber kam als Bürgermeister beim Straßenbau nach Langenwies mit dem ehemaligen Bergbau in Berührung, als er wissen wollte, wo die unterirdischen Stollen verlaufen, um Gefahren auszuschließen. Er berichtet auch, dass es erst im vergangenen Jahr an der Abzweigung nach Langenwies einen mindestens einen Meter tiefen Einbruch gegeben hat. Für ihn steht fest, dass es noch unterirdische Hohlräume geben muss. Gut in Erinnerung ist ihm noch, dass irgendwann nach dem Ende der Bergbautätigkeit der „Schulweiher“ (wo heute der Dürr-Stadel steht), „über Nacht verschwunden“ ist, weil das Wasser anscheinend durch einen Einbruch abgelaufen ist.



„Die Baracke war eine Art zentraler Veranstaltungsort, wie heute die Disco.“

JOSEF FÄRBER

Jüngste mussten Förderwagen schieben

ZEITZEUGE Mit 17 ging Xaver Bachfischer in den Bergbau: Acht Stunden wurde im Akkord gearbeitet.

VON HANS BABL

THANHEIM. Noch gut kann sich Xaver Bachfischer aus Thanheim, Jahrgang 1930, an die Zeit des Braunkohlebergbaus erinnern. 17 Jahre jung war er, als er dort untertage zu arbeiten begann. Die angelieferten Maschinen und Geräte seien am Ortsrand herumgelegen, bevor die eigentliche Arbeit losging. „Wir haben damals als Jugendliche die Förderwagen auf Schienenstücke gesetzt und sind damit den Berg hinuntergefahren“, erzählt er.

„Eines Sonntags nach dem Kirchgang hat der Bürgermeister verkündet, dass Arbeiter für das neue Thanheimer Bergwerk gesucht werden“, erinnert sich Bachfischer. Da habe er sich gemeldet. Wie die meisten hatte er keinerlei bergmännische Ausbildung. Die Männer arbeiteten in Acht-Stunden-Schichten im Akkord. Von ihrem Lohn mussten sie etwas mehr als andere Arbeiter an die Knappschaft zahlen, dafür war die versprochene Rente dann auch höher. Außerdem war das Ansehen der Bergleute besser.



„Bei der Arbeit trug man meist Holzschuhe. Helme gab es nicht.“

XAVER BACHFISCHER



Hart war die Arbeit für die Männer im Braunkohlebergbau in Thanheim.

Repro/Fotos: Babl

len, dafür war die versprochene Rente dann auch höher. Außerdem war das Ansehen der Bergleute besser.

„In den Schacht stiegen wir mit Leitern ab, die keinen Rückenschutz hatten. Unten, in etwa 15 Metern Tiefe, befand sich eine Kreuzung. Richtung Ensdorf verlief die Weststrecke, Richtung Thanheim zum Anwesen Westiner die Oststrecke, dies war die gefährlichere. Eine verlief auch Richtung Rannahof.“ Bachfischer schätzt, dass sie bis zu 150 Meter lang waren.

„Immer zwei Mann arbeiteten an der Wand zusammen: Einer hackte die Kohle ab, der andere schaufelte sie in die Förderwagen. Als einer der Jüngsten musste ich die zum Aufzug im Schacht schieben und leere wieder zurück. Wenn der Wagen im Aufzug war, musste ich eine Glocke läuten. Dann setzte sich der Aufzug nach oben in Bewegung.“ Er weiß auch noch: „Das Mitfahren war streng verboten! Trotzdem haben wir's gemacht!“

Häufig musste er mehrere Kolonnen gleichzeitig bedienen und kam richtig ins Schwitzen, wenn die Arbeiter mit ihm schimpften, weil sie nicht schnell genug einen leeren Wagen zu-

rückbekamen. Eine weitere typische Arbeit für die Jüngsten war die Pumpenwache. „Ich erinnere mich noch gut an die schwarze Soße, die oben im Straßengraben abfloss.“

Jeder Arbeiter hatte eine Karbidlampe. „Bei der Arbeit“, so Bachfischer, „trug man meist Holzschuhe. Helme gab es nicht.“ An spezielle Arbeitskleidung kann er sich nicht erinnern. Nach vier Stunden gab es 15 Minuten Pause, in der die Männer die mitgebrachte Brotzeit aßen. „Am Arbeitsplatz war es warm und trocken, was besonders im Winter angenehm war. Unangenehm allerdings war die stickige Luft, die nach Schwefel roch.“ Auch andere Gefahren drohten: „Manchmal fielen große Brocken von der Decke.“

Die Stollen waren außer in der Nähe des Schachtes nur 1,5 Meter breit und rund 2,5 Meter hoch. Alle 1,80 Meter gab es eine Abstützung aus Holz. Die Holzarbeiten wurden von den Bergleuten selbst erledigt. „Des kann ich heit nu im Schlaf“, erzählt er.

Über die geförderte Kohle weiß Bachfischer, dass sie im Urzustand nicht zum Heizen geeignet war: Sie war zu nass. Erst nach einjähriger, tro-

ckener Lagerung brannte sie gut. Außerdem sei sie geologisch sehr „jung“ gewesen, d. h. es waren oft noch ganze Baumstämme darin zu finden.

Als dann die Strecken aufgegeben wurden, wurde das Grubenholz entfernt. Dazu wurde es mit einem Seil an einer Winde angehängt und herausgerissen. Dabei kam es immer wieder zu Einstürzen. „Einmal wurde einer eingeklemmt und musste aus seinem Ledertiefel herausgezogen werden“, so Bachfischer, der überzeugt ist, dass es noch unterirdische Hohlräume gibt.

An die Verwaltungsbaracke übertage denkt Bachfischer noch oft zurück. Ein Teil davon war ein großer Saal, der auch für Knappschaftsabende und Barbarafeiern genutzt wurde. „I hob imma ausschenka möin“, sagt er. Die Kameradschaft sei gut gewesen. Nachts sollte ein Nachtwächter auf die Anlage aufpassen. „Doch der legte sich oft lieber auf die warme Ofenbank und hielt ein Nickerchen. So wurde er das Ziel mancher Lausbubenstreiche.“

Nach der Einstellung des Thanheimer Bergbaus ging Bachfischer an die Mathiaszeche Irlbach, einen reinen Tagebau, der 1966 beendet wurde.

Bergleute bekamen Butter und Käse

ZEITZEUGIN Die Tochter des verunglückten Bergbeamten Fleischer erinnert sich auch an einen angeblichen Spuk.

VON HANS BABL

THANHEIM. Christa Weiss, geb. Fleischer, ist die Tochter des am 16. Mai 1949 tödlich verunglückten Bergbeamten Ladislaus Fleischer. Nach dem Zweiten Weltkrieg landete die Familie nach der Flucht aus Slowenien im Bayerischen Wald. Der befreundete Dipl.-Ing. Walter Odwarka vermittelte dem Vater 1947 die Stelle in Thanheim.

Frau Weiss wohnte zunächst mit Bruder, Schwester und Eltern unter primitiven Bedingungen in der Verwaltungsbaracke. „Wir mussten das Wasser in Eimern vom Nachbar Dürr holen. Erst im letzten Jahr wurde die Wasserleitung in die Baracke gelegt. Meine Mutter versuchte einmal mit dem Wasser aus der Grube wenigstens die Wäsche zu waschen. Doch es war so aggressiv (sehr schwefelhaltig), dass es die Haut angriff“, erinnert sich Frau Weiss gut.

Gerne hätte sie die Arbeit untertage angeschaut, die Arbeiter haben ihr auch oft angeboten, sie mitzunehmen. Doch ihr Vater erlaubte es nicht. Sie erzählt, dass ihr Vater für die Verwaltung zuständig war, unter anderem für die Lohnabrechnung und die Aushändigung der Lebensmittelmarken. Wegen der schweren Arbeit bekamen die

Bergleute zusätzliche Lebensmittel wie Butter und Käse, aber auch heiß begehrt Zigaretten zugeteilt.

Schmunzelnd erzählt Frau Weiss von abergläubischen Thanheimern, die sich fürchteten, als sie nachts öfter fliegende Lichter bei einem Marterl in Richtung Rieden sahen. Der Spuk konnte schnell aufgeklärt werden: Es waren jeden Abend ab zehn Uhr die Riedener Arbeiter, die ihre Karbidlampen schwingend nach dem Schichtwechsel nach Hause liefen.

Eine tragische Geschichte mit einer Karbidlampe: Steiger Veith wollte einmal während der Abendschicht kontrollieren, ob das Karbidfass noch voll genug ist. Dazu beugte er sich mit seiner Lampe über das geöffnete Fass.



„Mein Vater und Lehrer Wanhoff sangen ein Marienlied. Viele sagten, sie hätten nie so etwas Schönes gehört.“

CHRISTA WEISS

Dieses explodierte und er zog sich schwere Verbrennungen zu. „Die Mama hat ihr letztes Stück Butter hergegeben, um sie auf die Verbrennungen zu schmieren“, sagt Frau Weiss.

Traurige Erinnerungen sind es, als Christa Weiss schließlich vom Unfalltod ihres Vaters berichtet. „Am Sonntag, den 15. Mai 1949, dem Tag der kalten Sophie, hat es sehr viel geregnet. Am Abend waren wir alle in Thanheim in der Maiandacht. Mein Vater und Lehrer Wanhoff sangen auf der Empore ein Marienlied. Beide konnten sehr gut singen, und viele sagten, sie hätten nie so etwas Schönes gehört.“

Am nächsten Abend habe der Vater beschlossen, nicht in die Kirche zu gehen, sondern noch einmal das Gelände zu kontrollieren. Die Mutter begleitete ihn. Dabei brach er ein. „Die Thanheimer Feuerwehr rückte an, die Ensdorfer auch. Dr. Brückmann aus Ensdorf stand bereit. Wegen der giftigen Gase in der Einsturzstelle war es sehr schwierig, meinen Vater zu bergen. Schließlich konnte Straßenwärter Wittmann ihm ein Seil umlegen. Es wurden noch Wiederbelebungsversuche gemacht, aber ohne Erfolg.“

Vater Fleischer war 48 Jahre alt geworden. Christa war damals 15 Jahre alt. Tragisch an der ganzen Geschichte war auch, dass Dipl.-Ing. Odwarka Fleischer überreden wollte, mit ihm ins Ruhrgebiet zu gehen. Fleischer hat aber abgelehnt und blieb zur Abwicklung noch in Thanheim. 1953 zog die Familie schließlich nach Amberg, wo Christa Weiss noch heute lebt.

ENSDORF
Hier lebe ich.



Es geht um 500 Euro!

ENSDORF. Morgen ist es so weit, morgen ist der Tag der großen Wette bei der Aktion „Ensdorf – Hier lebe ich!“. Darum geht's: „Wetten, dass die Ensdorfer Kindergartenkinder, ihre Geschwister, Mamas, Papas, Omas, Opas, Tanten, Onkel und all ihre Freunde es nicht schaffen, aus den Ausgaben der Mittelbayerischen Zeitung 50 „Zeitungsenten“ zu basteln und mit diesen am Donnerstag, 18. Juni, um 16 Uhr zum Festplatz unterhalb des Rathauses zu kommen?“

Wenn die MZ die Wette verliert, die Kinder und ihre Familien also mindestens 50 „Zeitungsenten“ gebastelt haben, erhält der Kindergarten Ensdorf von der MZ eine Zuwendung von 500 Euro. Auch alle Zuschauer sind natürlich morgen willkommen, dem Ausgang der Wette mit der MZ entgegenzusehen.